

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Schriftleiter: J. B. J. Etienne, Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 10

Wiesbaden, den 8. Juni 1919

37. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 8. Juni:	Hl. Pfingstfest
Montag, 9. Juni:	Pfingstmontag
Dienstag, 10. Juni:	Bartholomäus
Mittwoch, 11. Juni:	Barnabas
Donnerstag, 12. Juni:	Joh. d. T.
Freitag, 13. Juni:	Anton von Padua
Samstag, 14. Juni:	Basiliskus

Hl. Pfingstfest. Evangelium des hl. Johannes 14, 23—31
In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn mich jemand so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben; so wird er mein Wort halten, und mein Vater wird ihn lieben; wer werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Wer mich nicht liebt, der hält meine Worte nicht, und das Wort, welches ihr gehört habet, ist nicht mein, sondern des Vaters, der mich gesandt hat. Dieses habe ich zu euch geredet, da ich noch bei euch bin. Der Tröster aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, derselbe wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was immer ich euch gesagt habe. Den Frieden hinterlasse ich euch,

meinen Frieden gebe ich euch; nicht wie die Welt gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz betrübe sich nicht und fürchte nicht! Ihr habt gehört, daß ich euch gesagt habe: Ich gehe hin und komme wieder zu euch; wenn ihr mich liebet, so würdet ihr euch ja freuen, daß ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Und nun habe ich es euch gesagt, ehedenn es geschieht, damit ihr glaubet, wenn es geschehen sein wird. Ich werde nun nicht mehr viel mit euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt; aber er hat nichts an mir, sondern damit die Welt erkenne, daß ich den Vater liebe und tue, wie mir es der Vater befohlen hat.

Der Geist des Herrn

„Melusa, der Geist des Herrn erfüllt den Erdboden, kommt, laßt uns anbeten!“ Das ist die Sprache der Kirche am heutigen Pfingstfest. Es ist Gnade, diese Sprache zu verstehen, aus dem Geräusch und Brausen herauszuhören, was der große, gewaltige Gott von uns haben will.

1. Des Herren Wege sind nicht unsere Wege. Unsere Gedanken und Wünsche werden sich nie ganz decken mit dem, was der Herr mit uns vor hat. Denn unser Auge ist noch zu viel nach der Erde gerichtet, und nur von Zeit zu Zeit erheben wir den Blick nach der Höhe. Gott schaut stets nach den höchsten Dingen, und niemals ist sein Blick getrübt. Daher der fortwährende Widerstreit der Menschen mit Gott. Was Gott von uns will, ist hinlänglich bekannt. Unter gewaltigen Zeichen hat er es den Menschen kund gegeben damals, als das auserwählte Volk am Sinai rastete und der Herr selber sich herabließ, dem Volke seinen Willen kund zu tun. Das war das Gesetz. Gesetz war der allgemeine Name für die Stellung des vorchristlichen Menschen zu Gott. Das Wort deutete schon an, daß Gott im Verhältnis wie Herr und Knecht zu den Menschen stand. Er hatte zu befehlen, die Menschen zu gehorchen. Und weil das israelitische Volk noch unrein war und in steter Gefahr, von heidnischen Nachbarn heidnische Sitten und Lehren anzunehmen, so sah sich Gott veranlaßt, zur Erhaltung der einen wahren Religion strenge Vorschriften zu erlassen, die von den Juden als ein unerträgliches Joch empfunden wurden. Die Hl. Schrift selber gebraucht diesen Ausdruck, ja, sie bezeichnet das mosaische Gesetz als Joch, das auf den Menschen lastet. „Nun denn, warum versucht ihr Gott, daß ihr ein Joch auf den Nacken der Jünger legt, das weder unsere Väter, noch wir zu tragen vermochten?“ (Apg. 15, 10). „Denn alle, die sich auf die Werke des Gesetzes stützen, sind unter dem Fluche.“ Christus hat uns erlöst vom Fluche des Gesetzes.“ (Gal. 3, 10, 13).

Im Gegensatz hierzu steht das Gesetz des Neuen Testaments Gnade, Kindschaft Gottes, das Gesetz des Geistes, der Liebe, das königliche Gesetz genannt. „Als die Hülle der Zeit kam, sandte Gott seinen Sohn, gebildet aus einem Weibe, untertänig dem Gesetze, damit er die, die unter dem Gesetze standen, erlöste, damit wir an Kindesstatt angenommen würden.“ (Gal. 4, 4, 5). „Wir sind

nicht mehr Kinder der Magd, sondern der Freien, mit welcher Freiheit uns Christus befreit hat.“ (Gal. 4, 31).

Das also ist der Geist des Evangeliums: Der Geist der Liebe des Vaters zu seinen Kindern. „Ihr habt den Geist der Kinderschaft empfangen, in dem wir rufen Abba (Vater).“ (Röm. 8, 15). Gibt es ein traurigeres Verhältnis als das Verhältnis des gütigen Vaters zu seinen Kindern? Und als Gottes Sohn auf dieser Erde wandelte, ist er mit Feuer und

Ein alt Pfingstgesängelein

O heiliger Geist, du wahrer Gott,
laß uns dein Werk erfahren;
wenn uns angreift die Angst und Not,
wollst deinen Trost nicht sparen.
Du bist unser höchstes Pfand,
vom Vater zugeeignet,
mach uns den Glauben recht bekannt,
uns zu der Lieb geeignet.
Göttliche Lieb entzünd in uns,
daß wir tun deinen Willen.
Ohn' deine Hilf ist gar umsonst,
unser Gewissen zu stillen;
deine Gab' tu's zumeist,
die gib uns, o heiliger Geist.

Wasser gegen seine lasterhafte Umgebung eingeschritten, wie Jahwe gegen die wortbrüchigen und lasterhaften Israeliten? Nicht ein einziges Strafgericht hat er über seine Zeitgenossen kommen lassen, die hoch in Born und Saß gegen ihn wüteten und ihn zuletzt an den Schandpfahl des Kreuzes brachten. Die größten Sünden in seiner Umgebung, Petrus, Magdalena, Zacharias, der Schächer, alle fanden Vergebung, Nachsicht und Erbarmen. Und damit niemand verzweifelte, der reuig zu ihm zurückkehren will, lehrte er das Gleichnis vom verlorenen Sohne.

Wohl lehrte sich Jesu ganzer Born und seine innere Empörung gegen alle, die in der Sünde verharrten, sich nicht bekehren wollten,

und gegen jene, die den kleinen schwachen Seelen Ursache zum Falle werden. Aber so bald er jemand in Liebe und Reue sich ihm nahen sah, hatte er nur Worte der Güte, der Langmut und des Wohlwollens.

Diese Gesinnung Jesu ist auch die Gesinnung des Hl. Geistes. Denn die drei Personen in Gott sind eins in ihrem Denken und Wollen. Der Hl. Geist denkt nicht anders als Gott der Sohn und Gott der Vater. Wenn nun heute die Kirche die Worte aus dem Psalm 103 sich zu eigen macht: „Sende aus deinen Geist, und sie werden geschaffen, und du erneuerst das Angesicht der Erde“, dann will sie damit hindeuten auf die gewaltige schöpferische Tätigkeit, die der Hl. Geist auf Erden ausübt, um die Menschenherzen für sich zu gewinnen. Er lenkt ihren Sinn so, daß sie Verständnis gewinnen für die Geschehnisse dieser Welt, die dem Mißverständnis ausgelegt sind. Die Gabe des Verstandes, der Wissenschaft, der Weisheit, die er uns schenkt, sollen uns in die Wissenschaft von den höchsten Dingen der Welt einführen. Sie wird uns die Binde von den Augen hinwegnehmen, daß wir erkennen und sehend werden, daß wir launend aufschauen zu dem, der alles lenkt und leitet, und in Demut die Ratsschlüsse des Herrn anbeten.

Das ist die große Absicht, die den Heiland leitete, als er uns den Hl. Geist versprach: die Menschheit einzuführen in das Verständnis der Führungen Gottes.

Als die Apostel und Jünger Jesu Leiden und Tod sahen, wurden sie irre an ihm. Sie verstanden noch nicht das Wort Jesu: „Ruhet nicht Christus leiden und dann in seine Herrlichkeit eingehen.“ Erst der Hl. Geist erleuchtete sie und unterwies sie in allem, was ihrem Sinn noch verborgen war. Und das erste Wort, das Petrus nach der Herabkunft des Hl. Geistes am Pfingstmorgen zu den herbeistehenden Juden sprach, war eine Erklärung darüber, daß Christus, der Stifter der christlichen Religion, selber Gott von Ewigkeit her, eines so schmerzlichen Todes starb. Und Petrus sprach mit solcher Kraft und Ueberzeugung, daß bei dreitausend die Taufe begehrt und sich in die Kirche aufnehmen ließen. Die Lehre vom Kreuze, von einem gekreuzigten Gott, von Kreuz und Leib im Menschenleben war den jungen Christen als keineswegs ein Stein des Anstoßes.

Und uns? Ach, wie vielen ist die Lehre vom Kreuze ein Mergernis geworden, ein unüber-

brüchbares Hindernis, bis zu Gott vorzudringen, wie ein Drahtverhau, der ihnen den Eingang zur Erkenntnis verbaut und ihnen schwere Wunden und Verletzungen beibringt, wenn sie in ihrer Ungeschicklichkeit versuchen, das Hindernis zu nehmen.

Laßt uns in diesen Tagen der Herabkunft des Geistes Gottes in inbrünstigem Gebete den Himmel bestürmen, daß er der armen unglücklichen Welt das Verständnis von des Hl. Geistes Wehen und Walten eröffnen möge, daß er zunächst uns selbst festigen wolle im Vertrauen auf die Macht und Weisheit des Herrn, der hoch uns, seine Kinder, nicht in Elend und Sünde verkommen lassen will, sondern uns zur Höhe hinaufführen will, wo wir reich entschädigt werden für alle erlittene Unbill. Und wenn wir selber gefestigt hervorgehen aus diesem Gebetsringen, dann laßt uns den Nächsten angelegen sein, der noch immer streitet mit des Hl. Geistes Walten. In wievielen Familien liegt der Gatte, die Gattin, der große Sohn oder sonst ein einflussreiches Familienmitglied noch immer mit Gott im Vater oder hat sich gar von ihm abgewandt, weil die Hand Gottes in die Familie eingegriffen hat. Sei doch deinem Nächsten zum Segen und weise ihn auf den, der nimmt, um hundertfach wiederzugeben und zwar Besseres, Edleres, Vollkommeneres. Dann wirst du zum Gehilfen des Hl. Geistes, du hast ihm die Wege zu den Herzen der Menschen, du wirst ein Apostel des Herrn und hast teil an den Verheißungen der Apostel.

2. „Du gestaltest neu das Angesicht der Erde.“ Eine nähere Ausführung über die Wirksamkeit des Hl. Geistes auf Erden. Nicht an die gewaltigen Umgestaltungen, die jetzt im Bestehen der Völker der Erde stattfinden, obwohl auch hier der Hl. Geist seine Hand im Spiel hat, wollen wir hierbei denken. Auch haben wir hier nicht die Maßnahmen im Auge, die einflussreiche Männer der Öffentlichkeit ergreifen und die, oft gegen ihren Willen, das Gute fördern und dem Reiche Gottes Vorschub leisten, sondern einfach die religiöse Umgestaltung in den Herzen der Menschen. Große Zeiten erfordern große Mittel und es werden an unser heutiges Geschlecht hohe Anforderungen gestellt. Dementsprechend ist das Wirken und Walten des Hl. Geistes. Die Lockungen der Welt zum Uebertreten von Recht und Sitte, zur Verachtung der Grundlagen der staatlichen und kirchlichen Ordnung sind ins Ungemessene gestiegen. Da brauchen wir Charaktere, Menschen, die untadelig von der Fußsohle bis zum Scheitel, mitten in der Brandung des Lebens feststehen auf den ewigen Grundwahrheiten des Christentums und der Kirche, die nicht wanken nach rechts und nach links, sondern geradeaus schauen auf Christus, den Ewigen, Unvergänglichen. Laßt uns beten um solche Menschen. Laßt uns den großen Hl. Geist anheben, daß sein Licht sich entzünde in den Herzen vieler, auf daß sie in unseren Familien, in unseren Gemeinden, in unserem öffentlichen Leben voranleuchten, daß an ihnen die kleinen, schwachen Seelen sich aufrichten und sich gekräftigt fühlen. Die großen Grundtugenden: die Klugheit, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit (das Maßhalten im Gebrauch der irdischen Güter), der Stolz, das sind die Tugenden, die uns heute mehr als je nützen. Sie sind enthalten in den sieben Gaben, die der Hl. Geist als Geschenk an die Seele mitbringt, in die er einzieht.

Laßt uns beten! Heiliger Geist, gestalte auch mein Herz um nach deinem Wohlgefallen. Laß mein Herz sich nicht gefangen nehmen von den Dingen dieser Welt, sondern verleihe ihm wahre Weisheit, die die Schliche des Teufels und die trügerischen Bilder der Welt durchschaut. Befehle mich, und schide mir den Geist des Rates, wann mein Auge nicht sofort erkennt, was mir zum Heile dient. Durchglähe mein Herz mit heiliger Furcht vor der Sünde und allem, was der Sünde nahe ist. In dieser großen gewaltigen Zeit, die du uns geschickt hast, sei mir besonders nahe mit deiner Erleuchtung, daß ich nicht untätig lebe, daß ich nichts unterlasse, was du von mir getan wünschst. Unterstütze meine schwachen Kräfte,

die Pläne der göttlichen Vorsehung zu fördern, auf daß dein Reich sich mehre und alle dir und dem Vater und dem Sohne zugeführt werden. Amen.



Der selige Bardo,

Erzbischof von Mainz (10. Juni).

Bardo war ein Kind des Bessenlandes und stammte von vornehmen, tugendhaften Eltern. Bei den Benediktinern in Fulda erhielt er seine Ausbildung und wurde dann selbst ein Kind des Hl. Benediktus. Seine Oberen schätzten ihn sehr und vertrauten ihm bald die Leitung eines Klosters an. Der Ruf seiner Heiligkeit und Belehrensamkeit kam auch dem Kaiser zu Ohren und dieser ernannte ihn im Jahre 1028 zum Abte des weit berühmten und einflussreichen Klosters zu Werben an der Ruhr. Mit unbegrenzter Strenge sorgte Bardo für die Hebung der Klosterzucht und, obwohl er verkleumet und schwer gekränkt wurde, ließ er sich nicht beirren.

Drei Jahre später hob ihn Kaiser Konrad auf den Bischofsstuhl von Mainz. Mit Jubel begrüßte ihn Volk und Klerus. Bardo erfüllte die Hoffnungen seiner Untertanen. Mit Eifer ging er an seine Amtspflichten heran. Die Armen und Leidenden fanden an ihm allzeit einen Tröster und Helfer. So daß er von manchen als ein Verschwenker gescholten wurde. Das Wort Gottes predigte er mit solchem Wohlgefallen, daß er der deutsche Chrysostomus genannt wurde. (Der Hl. Chrysostomus war der berühmteste Prediger des Abendlandes.)

Die Verherrlichung des Gottesdienstes, die Schaffung von schönen Kirchen und die Bereitstellung von Mitteln und Einkünften zur Hebung des religiösen Lebens war sein ernstes Bemühen. Unter ihm wurde die vom Hl. Willigis angefangene Domkirche vollendet und mit vieler Feierlichkeit unter Beisein des Kaisers eingeweiht.

Wanzig Jahre zierte er den Stuhl des Hl. Willigis. Als er den Tod herannahen fühlte — es war auf der Heimreise von der Pfingstfeier in Baderborn — betete er: „Herr, deine Erbarmung sei mit uns, denn ich habe stets auf dich gehofft.“ Dann entschlummerte er sanft im Herrn, am 11. Juni 1051.

Sein Grabmal im Mainzer Dom ist spurlos verschwunden. Wahrscheinlich ist es im Jahre 1552 zerstört worden, als der Markgraf Albrecht von Brandenburg raubend und plündernd in Mainz einfiel.

Die Erbarmungen des Herrn! Ja, das ist unsere Hoffnung, wenn wir auf unser Leben zurückblicken. „Wolltest du der Sünden gedenken, o Herr, wer könnte dann vor dir bestehen? Doch wegen deines Gesetzes (wegen deiner Verheißung) harre ich auf dich, o Herr.“ Barmherzigkeit des Herrn ist es, daß wir nicht vernichtet sind.“ (Klagel. 3, 22). Machen wir uns der Barmherzigkeit Gottes würdig, indem auch wir gegen den Nächsten Barmherzigkeit üben. „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

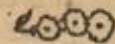
Zur Lehr und Wehr

Der „allgemeine“ Singvogel

In einem protestantischen Orte in Pommern sollte ein neuer Lehrer angestellt werden. Der Bürgermeister, der vom „Fortschritt“ gehört hatte, begab sich deshalb zum Pastor, der zugleich Schulinspektor war, um seine Wünsche vorzutragen. „Der neue Lehrer soll nicht einer von der lutherischen Richtung sein, auch kein Reformierter, sondern ein allgemeiner christlicher Lehrer, der sich um die Konfession nicht kümmert.“ Nun ja,“ sagte der Pastor, „wir wollen sehen, also einen allgemeinen christlichen Lehrer ohne ausgesprochene Konfession. Werde sehen, sobald ich einen solchen gefunden habe, sollt ihr ihn haben.“ Vergnügt, seinen

Wunsch so leicht erreicht zu haben, wollte den Bürgermeister gehen. „Bitte, noch einen Augenblick, Herr Drischulze, könnten Sie mir nicht einen Singvogel hier im Orte besorgen?“ sagte der Pastor. „O ja, recht gern, wollen Sie den Pastor nur angeben, was für ein Singvogel es sein soll. Wollen Sie einen Kanarienvogel?“ „Nein, einen Kanarienvogel will ich nicht“, sagte der Pastor. „Nun, dann vielleicht einen Zeisig oder Distelfink?“ „Nein, ich mag auch keinen Zeisig und keinen Distelfink.“ „Dann aber, Herr Pastor, wird Ihnen eine Singdrossel recht sein?“ fragte der Schulze. „Auch keine Drossel wünsche ich“, sagte der Pastor scheinbar etwas ungeduldig, „ich will weder einen Kanarienvogel noch einen Zinken, noch eine Drossel, ich wünsche mir einen allgemeinen Singvogel, einen ganz allgemeinen Singvogel, Herr Schulze.“ Jetzt ging dem Bürgermeister ein Licht auf und er empfahl sich, ohne seine Bitte um einen allgemeinen christlichen Lehrer zu wiederholen.

So wenig es einen allgemeinen Singvogel gibt, ebenso wenig gibt es ein allgemeines echtes und wahres Christentum. Was die Gegner der Konfessionsschule einführen möchten, statt des konfessionellen Religionsunterrichtes, ist auch so ein „allgemeiner Singvogel.“ Christentum ohne Konfession ist Konfusion.



Ein Martyrer der Ueberzeugung

Am 17. Januar 1889 starb in Freiburg i. d. Schweiz, 84 Jahre alt, der Hochwürdigste Herr Stephan Marilley, Bischof von Genf.

Der Verbliebene war der Sohn eines armen Schlossers und wurde im Jahre 1804 geboren. Er machte seine Studien am berühmten Jesuitenkolleg zu Freiburg und wurde 1831 zum Priester geweiht. Er wurde Vikar von Genf, Regens des Priesterseminars und Stadtpfarrer von Genf. Die kantonistische Regierung von Genf widersetzte sich aber seiner Ernennung und verbannte den Pfarrer aus der Stadt. Im Jahre 1846 ernannte der Papst den frommen Priester zum Bischof von Genf. Der damalige liberale, freimaurerische Geist in der Schweiz machte sich gerade daran, Klöster aufzuheben und Kirchengüter einzustechen. Bischof Marilley erklärte in einem Hirtenbriefe seine Gläubigen auf, wann sie den Eid auf die Verfassung leisten dürften und wann nicht. Da kam es zum Bruche. Am 26. Oktober 1848, nachts zwei Uhr, wurde der Bischof geweckt, verhaftet, in einen Wagen gebracht, an die waadtländische Grenze geführt und der dortigen Behörde übergeben. In Lausanne wurde der Bischof von einem rohen fanatisierten Pöbel empfangen und mit Rufen verpöthet: „Dängt ihn auf, tötet ihn.“ Auf dem Schlosse Chillon wurde er 47 Tage gefangen gehalten. Ein Loch von elf Schritt Länge und drei Schritt Breite, ohne jede Bequemlichkeit, spärlich durch ein vergittertes Fenster erhellt — das war des Bischofs Gefängnis.

Nur ein einziges Mal durfte der Gefangene mit einem Priester sprechen. Die kurze Unterhaltung wurde ängstlich von zwei Polizisten überwacht.

Zur Zeit, als der Bischof im Gefängnis war, führte man in Lausanne bei einem Fastnachtszug zu seiner Verhöhnung in einem eisernen Käfig einen als Bischof gekleideten Trunkenbold herum. Dieser mußte während des Umzuges die Zuschauer mit allerlei komischen Possen ergötzen. Inzwischen hatte der Bursche zu viel zu trinken bekommen, er erschlaffte und war nicht mehr imstande, das Publikum genügend zu unterhalten. Man kam auf den Einfall, ihn zu erfrischen, und steckte ihn in einen Brunnen. Das kalte Bad hatte aber einen gegenteiligen Erfolg. Als man den als Bischof gekleideten Possenreißer wieder in den Käfig bringen wollte, war er zum Schrecken aller Anwesenden — eine Leiche.

10 000 Freiburger verlangten in einer Rasensendition die Freilassung ihres Bischofs. Die Bitte wurde abgeschlagen, neue Wirtskeller mit Strafe bedroht. Die Kantone Bern, Freiburg,

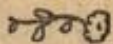
Basel, Neuenburg und Genf — über diese Kantone erstreckt sich das Bistum Freiburg — Genf — sprachen die Amtsenthebung und Verbannung des Bischofs aus. Bischof Marilley wurde nun aus der Haft entlassen und an die Schweizer Grenze gebracht. Er fand Aufnahme beim Grafen von Dabonne auf einem Schloß in Savoyen, hart an der Schweizer Grenze. Die radikale Regierung von Genf mißgönnte ihm den Ruheplatz und verlangte von der Regierung von Savoyen, daß sie den Bischof ausweise, was diese aber nicht tat.

Allmählich wurde die Regierung von Genf versöhnlicher und gestattete dem Bischof, gewissermaßen Boden zu betreten. Als aber Bischof Marilley in einer Gemeinde ein Pontifikatamt hielt, wurde die Regierung wieder rückschlägig und ließ den Kirchenfürsten neuerdings an die Grenze bringen.

Im Jahre 1856 mußte die radikale Regierung in Freiburg einer neugewählten katholischen Regierung Platz machen und damit erhielt Bischof Marilley seine volle Freiheit wieder. Im Dezember desselben Jahres hielt er nach einem Exil von über acht Jahren unter unbeschreiblichem Jubel des Volkes seinen Einzug in seine Residenzstadt Freiburg. Was die Feinde der Kirche verwüßt hatten, richtete er schöner wieder auf und wurde der Diözese zum Segen.

Im Jahre 1879 legte er seines hohen Alters wegen den Stuhlstuhl nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Leo XIII. verlieh dem frommen Bekenner die Würde eines Erzbischofs.

Mit Erzbischof Marilley starb ein wackerer Streiter Christi und seiner Kirche. Der Kanton Freiburg verlor in ihm eine der ersten Größen seiner Geschichte, die Schweiz einen der vornehmlichsten Bischöfe und einen ihrer edelsten Söhne.



Seelsorgerliche Wanderungen

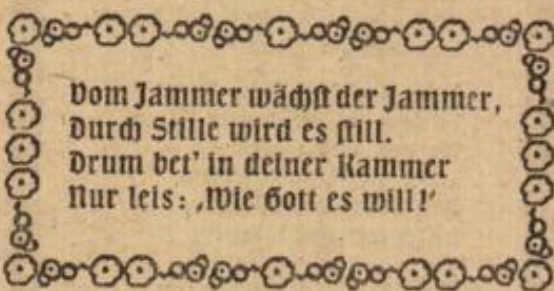
Droben wohnt der Schloßgeistliche. Er hat weiter keine Seelsorge auszuüben. Aber der weit entfernt wohnende Pfarrer hat ihm erlaubt, die in der Nähe des Schlosses liegenden Höfe und Einzelhäuser zu pastoriern. Heute geht auf die „Tour.“ Hier wohnt ein kinderloses Ehepaar. Sie gehen nie in die Kirche, sagen die Leute, und kümmern sich nicht um Gott. Die Frau soll sehr krank sein, und so will der Priester, wenn auch ungerufen, den Versuch machen. Ein halbes Tüsch glühender Regen, die mit gekrümmtem Rücken im Wege liegen, sind glücklich passiert. Wie der Geistliche die Tür öffnet, prallt er unwillkürlich zurück. Alle Wohlgerüche Arabiens in ein Zimmer gesperrt, sind nichts gegen die hier herrschenden Dämonen. Aber es hilft nichts, er muß bleiben. Alles starrt von Schmutz. Er sucht sich ein reines Plätzchen und beginnt die Verhandlung, erkundigt sich nach dem Befinden. „Ja, geistlicher Herr“, sagt die Kranke, „mit mir ist aus, gar aus, morgen bin ich tot.“ „Nun, das scheint mir doch nicht.“ „Na, na, geistlicher Herr, das weiß ich besser, morgen bin ich tot.“ „Nun, wie Gott will. Wenn Sie aber meinen, Sie könnten so bald schon sterben, dann wäre wohl gut, wenn wir vorher ein bißchen beichten.“ „Beichten?“ Sie schließt die Augen und kaum hörbar flüstert sie: „Der Arzt hat gesagt, ich dürft mir nicht.“ „Nacht mir“, antwortete der Priester, „zu reden brauchen Sie auch nicht, reden zu ich.“ Diese Antwort macht sie so verblüfft, daß sie nichts mehr zu erwidern weiß und die Beichte zuläßt. Bald sind sie fertig und mit doppelter Freude verläßt der Priester die drückende Atmosphäre.

Einen Steinwurf weiter kommt er an einem Hause vorbei, da herrscht das alte Uebel des Unfriedens zwischen Mann und Frau. Doch das kommt davon, wenn eine fünfzigjährige Witwe einen vierundzwanzigjährigen Burischen heiratet. Die Frau ist gerade vor der Tür. „Nun, Frau, wie geht's?“ „Mein Gott, Hochwürden, wie soll's geh'n? Mit zum besten, 's is soan Fried mit.“ „So, so, das ist freilich ein großes Kreuz.“ Und nun bekehrt der Priester die Frau, wie sie sich ihrem Manne gegen-

über verhalten solle. „Schön still sein, wenn der Mann zornig ist, sonst wird's noch schlimmer; warten, bis er wieder gut ist, dann läßt er sich leichter was sagen“, usw. Die Frau hört bis zu Ende den Priester mit aller Aufmerksamkeit an, dann aber fragt sie: „Geistlicher Herr, sind Sie auch schon mal verheiratet gewesen?“ „Warum?“ „Weil's altmännlich so ist, wie Sie sagen.“

Beim dritten Hause sieht die Frau, auf die er es abgesehen hatte, auf der Bank neben der Haustüre. Der Priester grüßt freundlich, fragt nach diesem und jenem, wird aber kurz und barsch abgefertigt. Sie ahnt wohl, was der Priester von ihr will. Wie er nun endlich vom Beichten anfängt, steht sie auf und geht ins Haus mit den Worten: „Ich hab' allemal soviel Durst, ich muß trinken gehen.“ Sie schlägt die Türe hinter sich zu und der Priester kann abziehen.

Da begegnet ihm auf dem Heimweg ein altes Weibchen, so an die 80 Jahre alt. Sie grüßt freundlich. Sie will dem Geistlichen dafür dankbar sein, daß er sie neulich zu den Ostersakramenten gebracht hat. Lange Jahre hat sie ohne Sakramente verlebt, und wenn man sie beredete, sagte sie, sie sei kein Kind mehr, sie wisse, was sie zu tun habe und lasse sich nicht kommandieren. Da trat der Geistliche mit ihr einmal in einem Geschäft zusammen. Dem Weibchen fällt der Schlüssel herunter, den sie in der Hand hatte, und der Priester bückt sich und hebt ihr den Schlüssel auf. Einige Tage später läßt sie ihn zu sich bitten und meldet sich zur Osterbeichte. „Wissens, Sie gefallen mir, weil Sie so viel freundlich san und mir sogar den Schlüssel aufgehoben hat, deswegen geh ich auch zu Ihnen beichten.“ Das war freilich kein übernatürlicher Beweggrund, aber unser Herrgott benutzte oft eine Kleinigkeit, um verlorene Seelen wieder an sich zu ziehen.



Vom Jammer wächst der Jammer,
Durch Stille wird es still.
Drum bet' in deiner Kammer
Nur leis: „Wie Gott es will!“

Helfst zum Neuaufbau

Zwei grelle Gegensätze beherrschen unsere Zeit: der zügellose Kapitalismus, der ohne Rücksicht auf das Leben der Mitmenschen und das Gemeinwohl Geld und Gut nur für sich zusammenzuraffen trachtet. Daß dieser Kapitalismus in den letzten 50 Jahren verhängnisvoll sich ausgewirkt, wer wollte es leugnen! Mit Recht wird ihm große Mitschuld an Kultur- und Völkerverderbnis, an dem Weltkrieges und an der gegenwärtigen Revolution gegeben. Er ist gerichtet und muß verschwinden.

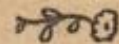
Ihm gegenüber erhebt sich gegenwärtig der wilde Egoismus von unten, der in endlosen Streiks und unheimlichen Forderungen sich zu verheeren sucht, was immer nur möglich, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, auf die anderen Stände, auf den dadurch drohenden Zusammenbruch der Volkswirtschaft und die Verelendung des Volkes.

Ursache dieser beiden Erscheinungen ist die schrankenlose verbrecherische Gewinnsucht. Was nützt es, daß der Kapitalismus den Arbeitermassen zurecht: Arbeit, damit das ganze Volk leben kann, wenn er selbst nie gewillt war, den eignen Vorteil hinter der Allgemeinheit zurückzustellen. Was nützt es weiter, wenn der Sozialismus jetzt immerfort mahnd ruft: Sozialismus ist Arbeit. Arbeit, sonst bricht alles zusammen. Die Sozialdemokratie hat ja jahrelang den Dämon gegen die Besitzenden gepredigt und herrliche Zeiten im Zukunftsstaate verprochen. Weil die Massen sich gehemmt haben, laufen sie ihren bisherigen Führern davon und holen sich, was sie brauchen.

Die Ueberwindung des Materialismus von oben und unten ist letzten Endes eine religiöse Frage. Welche ungeheure Bedeutung gewinnt nunmehr die christliche Arbeiter- und Ständebewegung! Eine neue, von christlichem Geiste getragene Wirtschaftsepoche, wo Gewinn des Arbeitgebers und Einkommen des Arbeiters nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Liebe ausgeglichen wird, muß jetzt mit allen Kräften angebahnt und ausgebaut werden. Auf allen Christen ohne Ausnahme ruht diese Verantwortung und Aufgabe. Manche schauen immer nur auf den Nächsten, auf den Vöhergestellten. Aber diese sind machtlos, wenn nicht das Volk, nicht jeder einzelne selbst Mitarbeit leistet.

Wie sind die Schöpfer des neuen Sozialismus zu ihrer Herrschaft gekommen? Durch Eroberung der Presse, der Wissenschaft, der Literatur, des Theaters, der Volksaufklärung für ihre Richtung. Jedes aufstrebende Talent wurde von ihnen gewonnen, sie beschäftigten die besten Köpfe für Wissenschaft, Kunst und Literatur ihrer Richtung, verschafften sich Einfluß auf die Presse. Und wie ist der Sozialismus zu seiner Macht gelangt? Genau auf demselben Wege. Das ist also auch der Weg, den wir einschlagen müssen, um dem christlichen Gedanken zur Herrschaft zu verhelfen. Durch energisches Vertreten der christlichen Ideen auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Literatur, der Presse, der Volksaufklärung, der Schule, durch Bereitstellung großer Mittel wird der Christenglaube sich durchsetzen und zur siegreichen Macht werden.

Nicht bloß die Geistesmänner, nein jeder muß praktische Arbeit leisten und mitarbeiten am Neuaufbau der Gesellschaft. Die Arbeit jedes Einzelnen und Kleinen, auch der letzten Magd und des letzten Tagelöhners, muß ein Christentum von Kopf und Herz, Wille und Tat zeigen. Tue also jeder auf seinem Posten, den er in der Gesellschaft einnimmt, seine Pflicht, arbeite er im Geiste des Christentums, dann werden Wahrheit und Gerechtigkeit und Treue neuerdings ihren Thron aufschlagen inmitten der menschlichen Gesellschaft, dann ist die Welt erneuert.



Eine Mutige

Ich kannte eine Braut. Sie stammte aus einer guten, wohlhabenden Familie. Ihr Bräutigam, ein tüchtiger, junger Mann mit einem herrlichen Deintwesen, bot ihr alles. Nur eines war zweifelhaft, seine religiöse Gesinnung. Doch sie hoffte, wie alle Bräute: sollte da oder dort noch etwas fehlen, so werde sie ihren zukünftigen Mann schon gewinnen und auf die bessere Seite bringen. Die Aussteuer stand bereit und die Vorbereitungen zur Hochzeit waren getroffen. Noch einmal machte die Braut mit ihrer Schwester bei dem Bräutigam einen Besuch, um dies und jenes zu besprechen, namentlich um zu beraten, wo dieser oder jener Gegenstand seinen Platz finden solle. Da sagte sie: „Und an dieses schöne Plätzchen hinter den Tisch muß mein schönes Kreuzifix, das mir meine Pate geschenkt hat.“ „Daß es nicht erraten“, sagte lachend ihr Bräutigam, „solche altmodische Gegenstände kannst du anderswohin bringen, da bleibt mein schönes Gemälde.“ Erschrocken und ganz bestürzt kam die Braut nach Hause. Am andern Morgen berichtete sie ihrem Verlobten: „Nun, da deine Gesinnung so ist, so trete ich zurück, wir sind von heute an geschieden. In einem Hause, in dem Gott keinen Platz hat, da will auch ich nicht sein. Gott gebe dir weiter Glück.“ — Daß sie recht gehandelt? Schön und christlich war das jedenfalls — aber auch klug und verständig. Denn das konnte keine glückliche Ehe werden.

Der junge Mann heiratete eine andere. Einige Jahre ging es leidlich. Dann geriet der Mann auf traurige Abwege, die Ehe wurde unglücklich, das Anwesen kam zum Verkauf, das Elend war voll. — Auch unsere tapfere Tochter heiratete einen anderen, der brav und christlich war, wie sie. Es wurde eine glückliche Ehe.

Emma und Delphine

(Schluß)

Erzählung von Leo Teye van Deemstede.

(Nachdruck verboten.)

8.

Krank an Geist und Körper kam Alfred am folgenden Tage im Residenzschloße seines Onkels an. Alles, was er sah, überraschte ihn. Wie ganz anders sah es hier aus, als in dem ungemüthlichen, verwahrlosten Hause des Herrn Doeffeld und seiner Tochter! Gemüthlichkeit, die er nunmehr so lange vermißt hatte, umfing ihn. Verschiedene Lampen brannten in den Galerien und ließen den Marmorboden und die schwarzen Möbel funkeln und glänzen.

Der Resident saß gerade am Tische, als Alfreds Reisewagen über den Vorplatz rollte; er stand auf, um zu sehen, wer der unerwartete Besucher sei, und ohne Bögen warf sich Alfred in die Arme seines Wohlthäters.

„Mein Junge“, rief dieser herzlich, „ich erkannte dich nicht, ich erwartete dich mit Doeffeld!“

„Nein, Onkel, sprich mir heute nicht von Doeffeld; aber wo ist dein Töchterchen? — Ich meine Emma!“

„Emma“, war die etwas kühle Antwort, „ist augenblicklich nicht zu Hause; aber tritt näher, du kommst wie gerufen, ich bin gerade am Essen.“

Alfred sah sich um, alles war zierlich, geschmackvoll und doch nicht überladen, alles verriet die Gegenwart einer gebildeten, zartfühlenden Dame. Er fühlte, wie es ihm hier behaglich ums Herz wurde. Prächtige Blumen standen in großen Vasen auf den Konsolen, schöne Stillleben zierten die Möbel, Farnkräuter und Schlingpflanzen standen in den Ecken der geräumigen Säle; auch ein Klavier war da, aber das weckte in Alfred weniger angenehme Erinnerungen. Im übrigen war ihm zu Mute, als wenn er aus der Wüste in eine reich kultivierte Gegend gekommen sei.

„Komm“, sagte sein Onkel, „folge mir! Hast du keinen Appetit?“

„Verzeihe mir meine Dummheit, Onkel!“ plähte Alfred heraus.

„Darüber wollen wir jetzt nicht reden“, sagte dieser kurz, „wenigstens heute nicht. Erzähle mir lieber deine Reiseerlebnisse!“

Der Tisch sah sehr verführerisch aus; hungrig fiel Alfred über die schmackhaften Gerichte her, und lachend sah sein Onkel zu.

„Du scheinst ein paar Tage gefastet zu haben. Greife nur zu. Noch ein Stückchen Konfekt?“

Nachdem Alfred den schmackhaften Gerichten, welche der Onkel ihm vorsetzen ließ, alle Ehre angethan hatte und sich nach den Entbehrungen der letzten Tage wieder etwas wohler zu fühlen begann, wurde das Dessert aufgetragen. Daselbe, aus allerlei Früchten und Konfitüren bestehend, mündete ihm ausgezeichnet.

„Ist das Emmas Kunst?“ fragte er etwas unbesonnen.

„Ja, man muß sich doch irgendwie auszeichnen. Nicht jede kann eine Delphine sein!“

Alfred erröthete und entgegnete nichts. Sein Onkel, der wohl bemerkt hatte, wie ermüdet er aussah, brachte ihn früh auf sein helles, frisches Zimmer, wo duftige Blumen die Luft erquickten. Alles war sauber und schön in Ordnung und mit einem Gefühl des Wohlbehagens, den Doeffelds glücklich entkommen zu sein, schloß Alfred ein.

Am anderen Morgen war er früh wach und nachdem er ein erquickendes Bad genommen und sich angekleidet hatte, machte er einen Gang ins Freie; sein Onkel kam zu ihm und erkundigte sich theilnehmend nach seinem Befinden. Eigentlich fürchtete Alfred ein wenig dieses Zusammentreffen und das Wiedersehen seiner Cousine mußte er scheuen. Doch der Resident sprach gar nicht von seiner Tochter; er war ganz erfüllt von seinen Pflanzungen und den letzten politischen Nachrichten, und so ergingen sie sich ziemlich lange unter den dunklen Bäumen, die eine Art Park um das Residenzhaus bildeten.

Da hörte man das Rollen schwerer Räder über den Vorplatz. Erburg sah sich um; man

hatte gerade den Blick auf die Freitreppe des Hauptgebäudes.

„Emma!“ dachte Alfred. Sein Onkel legte die Hand über die Augen und nahm die Aussteigenden scharf auf.

„Ich kenne sie nicht“, sagte er schließlich; „ein Herr und eine Dame. Was meinst du davon mit deinen jungen Augen?“

Aber Alfred war leichenblau geworden.

„Sie kommen mir nach!“ rief er in einem Tone, den Erburg sehr komisch zu finden

Lobet den Herrn

Wenn im Lenz von Bergeshöhen,
Jugendhold und malerisch,
Wie im Brautgesicht weide,
In der frischen Blütenpracht
Mir die Welt entgegenlacht,
Herz — und Augenweide;

Wenn ich so voll Wonne steh
Über mir den Himmel blau,
Unten weit im Kreise
Gottes Werke ohne Zahl,
Seines Wesens Widerstrahl
Gut und schön und weise;

Ach, da fühl ich mich so klein,
Viel zu arm, zu schwach, allein
Diesen Gott zu preisen,
Hilfe suchend blick ich um,
Muß nicht alles, wenn auch stumm,
Ehre ihm erweisen? —

Jedes Blättchen, jeder Baum
In dem großen, weiten Raum,
Wolken, Sonne oben;
Jedes Mäulein, Käselein,
Alle Blümchen, Vögelein,
Helfet mir Gott loben!

Jedes Gräschen auf der Au,
Jedes Tröpflein Morgentau,
Wäldchens Sand und Welle,
Ihr Geschöpfe groß und klein,
Menschen, Engel, stimmt ein,
Leise, laut und helle, —

Daß in tausendfächem Chor,
Es zum höchsten Steig empor,
Seinen Ruhm vermehre:
Großer Gott, dich loben wir,
Alles, Vater, danke dir,
Dir sei ewig Ehre!

L. Hasert.

sahen, denn er mußte gewaltig lachen. „Doeffeld und seine Tochter! Ach, Onkel, warum hast du mich mit diesen Leuten bekannt gemacht?“

Sein Onkel lachte immer noch weiter.

„Wir müssen sie bewillkommen“, sagte er endlich, „folge mir!“

„Dann wird sie mich hier auch mit ihrer Poesie und Musik langweilen. Hätte ich den Brief nur abgeschickt!“

Nun nahm Erburg ihn bei der Hand

„Aber mein Himmel, was ist dir nur? Findest du es denn so schlimm, meiner Tochter und meinem Schwager zu begegnen?“

„Tochter und Schwager?“

„Nun ja, ist das so entsetzlich?“

„Onkel!“

„Du brauchst dich gar nicht als ihr Verlobter zu benehmen!“

„Aber, Onkel, die Dame ist ja gar nicht Emma!“

„Nein, Onkel, es ist Delphine Doeffeld, die Nürin!“

„Doeffeld hat keine Tochter, die Delphine heißt.“

„Aber wer ist denn die junge Dame, die bei ihm ist?“

„Meine Tochter Emma.“

„Emma, die Gesehrte, der Blausrumpf . . .“

„Nein, das ist mir zu hoch, das übersteigt meine Begriffe!“

„Armes Opferlamm, ich will dir in wenig Worten sagen, wie sie dich geopfert haben. Dein Brief hat mich während gemacht; zum Glück nahm Emma die Sache weniger tragisch auf, ich hätte dich sonst nicht mehr sehen wollen. Du toller Mensch! Mein Schwager Doeffeld . . .“

„Ja, er ist der Bruder meiner letzten Frau und wohnt mit der Familie ein paar „Wägle“ von hier entfernt. Er trug dazu bei, mich zu beruhigen, und die beiden beschloßen, eine Komödie zu spielen. Meine Tochter war ohnehin nach Batavia eingeladen, schon vor längerer Zeit; ihr Onkel sollte sie abholen, und sie wollten es so einrichten, daß sie eine Strecke mit ihr reisen würden, um die Gelegenheit zu geben, eine entwickelte Dame in ihrem täglichen Treiben zu beobachten, und was noch weit schlimmer ist, ihr Gast zu sein in dem einfachen Arbeiterquartier, das mein Schwager in Soerabaya hat.“

„Pfui, welch' eine Bosse! Aber dann ist Emma ja gerade so gelehrt wie Delphine?“

„Bist du bange davor? Nun, beruhige dich nur, Emma kann, wie du gesehen hast, noch mehr als „Atjars“ bereiten und „Rabajas“ nähen, aber so gelehrt, wie sie sich den Schein gegeben hat, ist sie lange nicht. Sie hat mir alles umständlich geschrieben, wie sie dich angeführt hat, wie sie immer nur dich sprechen ließ und sich wohl hütete, selbst ihre Meinung vorzubringen; wie sie einige spanische Wörter her sagte, die sie zufällig kannte, und dich in den Bahn brachte, daß es ein von ihr selbst verfertigtes Gedicht sei.“

„Aber doch hat sie viel gelesen und gedacht, und sie ist unbestreitbar eine Virtuosa in erster Klasse! Und ist sie nie in Europa gewesen?“

„Ne! Du siehst also, daß selbst in Indien Eltern, die den guten Willen dazu haben, etwas aus ihren Töchtern machen können, vielleicht mit etwas mehr Mühe, aber mit dem nämlichen Erfolge, wie in dem bevorzugten Europa.“

„Wie lächerlich muß ich ihr erschienen sein!“

„Und hast du das nicht verdient? War das eine Art und Weise, mich so zu kränken und zu beleidigen, wie du es mit deinem verrückten Briefe getan hast?“

„Verzeihe mir, Onkel!“ sagte er reuevoll, aber im Stillen warf er alle Schuld auf den vorwärtigen Morik, hätte sich indeß wohl, die Sache durch ein offenes Bekenntnis noch schlimmer zu machen.

„Ich verzeihe dir, aber Emma . . .“

Inzwischen waren sie angelangt, wo der Wagen stand. Delphine-Emma verließ die Seite ihres angenommenen Vaters, um ihren wahren zu umarmen, und dann, halb auf ihn sich stützend, wandte sie ihr erröthendes Gesichtchen dem verlegenen Alfred zu, der wirklich keine anstehende Figur machte, während Doeffeld dabei stand und ihn auslachte.

„Sie sind mir auch nett in die Halle gelaufen, Sie fluger, europäischer Jüngling!“

„Auch Emma lachte, aber wie Delphine es nie getan hatte, und das Lachen gab ihr ein so allerliebsteß Aussehen, daß es den armen Sünder noch mehr verwirrte.“

„Bist du mir noch böse, Alfred?“ fragte sie endlich.

„Ich muß Emma um Verzeihung bitten“, sagte er, „und Delphine, Delphine . . .“

„Nun, was denn?“

„Der werde ich verzeihen, wenn Emma mich in Gnaden aufnimmt!“

Sie reichte ihm die Hand, die er an die Lippen führte, und Doeffeld sagte leise zu seinem Schwager:

„So, Papa Erburg, ich lade dir von Herzen gerne meine geliebte Vater- und bevorschende Schwiegervaterlichkeit wieder auf die Schultern.“

— Ende. —